

„Die Journalisten“ – ein Plagiat.

Von Heinrich Glücksmann.

Wäre der 1. April vor der Tür, müßte man diese Ankündigung für einen Aprilscherz halten, wie sich ihn mit allem Rüstzeug der Literaturhistorie und der Germanistik aufmarschierende Professoren mit dem Nachweise geleistet haben, daß Goethes „Faust“ von Lessing sei und daß dieser keines seiner Werke verfaßt hätte. Mit jener gegen Gustav Freytag geschleuderten Plagiatsbeschuldigung ist es aber blutiger Ernst gewesen, als sie mitten im Triumphzuge seines köstlichen Lustspiels von einem höchst gelahrt tuenden Provinz-Rhadamanthen erhoben und belegt wurde. Ohne jede Wirkung. Der angegriffene Dichter hielt es unter seiner Würde, darauf irgendwie zu reagieren, und überließ die Entscheidung beruhigt der Mit- und Nachwelt.

Merkwürdigerweise finden wir aber den im ganzen und großen für seinen Helden sehr begeisterten Biographen Freytags, Hans Lindau (Paul Lindaus Sohn), der an einer Stelle „Die Journalisten“ als den „Haupttreffer in Freytags Lebenslotterie“ bezeichnet, an anderer Stelle geneigt, die Wurzeln des Stückes bis zu den Quellen der oben erwähnten Anklage zu erstrecken. Er bezeichnet das gemeiniglich Freytag zugeschriebene Bekenntnis, seine eigenen Erfahrungen und Erlebnisse als Mitarbeiter und Leiter der „Grenzboten“ hätten ihm den glücklichen Einfall nahegebracht, dem Theaterpublikum den Einblick in das Redaktionsgetriebe zu erschließen, als fromme Legende und gesteht selbst zu, daß zwischen den so berühmt und beliebt gewordenen „Journalisten“ von Anno 1851 und dem vergessenen, vermoderten Lustspiel gleichen Titels von Johann Stephan Schütze, zu Leipzig 1806 im Druck erschienen, Übereinstimmungen vorhanden sind, die wie ein wunderliches Naturspiel anmuten. In der That deckt schon die flüchtigste Vergleichung der beiden Bühnenwerke starke Ähnlichkeiten auf, und

eine Art geistiger Blutsverwandtschaft zeigt sich sowohl im Inhaltlichen, wie auch in dem munteren Vortragstone, obgleich dieser bei dem Zeitgenossen und Kunstbruder Schröders und Ifflands weit veralteter und verstaubter klingt. Das Wesentlichste ist der Parallelismus in einem Stück der Handlung. Auch bei Schüze will Major von Rosendorn, der Aufsätze für die Zeitung „Der Strickbeutel“ schreibt, in die Verlobung seiner Tochter Minna mit von Wildek, dem Redakteur der Zeitung „Der Haarbeutel“, durchaus nicht willigen, weil er diesen für einen Windbeutel hält. Aber Minnas listenreiche, willensstarke Freundin Hannchen versteht es, den Major herumzukriegen und verlobt sich, nachdem sie ihr Werk getan, mit einem anderen Redakteur des „Haarbeutels“, Wildeks bestem Kameraden Birkenstock.

Diese Hinweise auf die Vorgänge in der alten Komödie lassen es immerhin möglich, sogar wahrscheinlich erscheinen, daß Freytag bei seinem von Ruhm und Glück weniger bestrahlten Vorgänger eine Anleihe gemacht hat. Aber daraus ist ihm, da er es meisterhaft verstanden hat, den Stoff, die Handlung, die Personen, den Dialog durchaus mit dem Geiste seiner eigenen Zeit zu erfüllen, ebensowenig ein Vorwurf zu schmieden wie er gegen Shakespeare erhoben werden darf, der sich im höchsten Grade als ein Plünderer anregender literarischer Schöpfungen gebärdete, und Generationen wissen seinem Genie Dank dafür. Wer aber war dieser Johann Stephan Schüze, der Gustav Freytag so bedeutsam beeinflusst haben soll? Da selbst der moderne Alleswissende, das Konversationslexikon, dem Manne keine Zeile widmet, mußte man glauben, daß er auch in seiner Zeit keine Rolle gespielt haben könne, daß er unbemerkt gelebt und geschaffen habe, unvermerkt dahingegangen sei. Dem war aber durchaus nicht so. Er genoß vielmehr zu Beginn des XIX. Jahrhunderts eine gewisse Popularität und Wertschätzung, auch bei den führenden Geistern der Zeit, als Dichter, Erzähler und ästhetischer Theoretiker. Am 1. November 1771 zu Dvenstedt bei Magdeburg geboren, besuchte er die Domschule und kam dann auf das Kontor eines reichen Onkels, ein Schicksal, wie es später Heinrich Heine erleiden sollte. Da ihm das Kaufmännische gar nicht lag, ruhte er nicht, den Vater zu bitten und zu beschwören, bis ihn dieser dem Studium zurückgab. Er durfte 1794 die Universität Erlangen beziehen, als Student

der Theologie, deren Doktorat er schon 1795 in Halle erlangte. Er brachte sich vorerst als Haushofmeister fort und debütierte schriftstellerisch mit einem 1802 zu Magdeburg herausgegebenen „Versuch einer Theorie des Reims“ und versucht sich in Balladen, Romanzen und Dramen, die vorerst nur in engem Kreise bekannt und gut aufgenommen wurden. Vom Onkel mit einem Jahresgehalt unterstützt, lebte und dichtete er in Dresden, später in Weimar, wo er am 19. März 1839 als Hofrat das Zeitliche segnete.

Sein literarischer Nachlaß war ziemlich reich. Schillers Begräbniß, das bekanntlich in einer Sturmnacht vor sich ging und dem Schütze beiwohnte, hatte ihn zu dem Lustspiel „Der Dichter und sein Vaterland“ angeregt, dem Goethe und Jean Paul warmes Lob spendeten, das aber beim Publikum kein Glück hatte. Ebenso erging es seinen „Journalisten“. Und gerade das Schicksal dieser Komödie veranlaßte ihn, den Meißel des Dramatikers hinzuwerfen und sich der Erzählung zuzuwenden, auf welchem Gebiete er wirklich zu Erfolgen kam. Seine „Abenteuerliche Wanderung von Weimar nach Karlsbad“ gefiel ebenso wie sein dreibändiger Roman „Der unsichtbare Prinz“. Durch mehr als zwei Jahrzehnte redigierte er das „Taschenbuch der Liebe und Freundschaft“, den „Wintergarten“ und die „Frühlingsboten“. In zwei Sammlungen gab er seine „Gedichte“ heraus, ließ in Almanachen zerstreut ernste und muntere Aufsätze und Dialoge erscheinen und wirkte auf Fachreise stark mit einem „Versuch einer Theorie des Komischen“. Seine Erzählungen wurden in drei Bänden „Heitere Stunden“ und seine kleinen Aufsätze, zum Teil durch die Herausgabe des „Journal für Literatur, Kunst, Luxus und Mode“ veranlaßt, in den „Gedanken und Einfällen über Leben und Kunst“ und in den „Munteren Unterhaltungen“ wieder gedruckt. Einen Teil seines Lebensganges, besonders die Jugendzeit, schilderte er in seiner zweibändigen „Lebensgeschichte“. Als Humorist und Fabulist bekundete Schütze eine harmlos gemüthliche, oft ergötzliche, oft aber auch zu breite und zu platte Launigkeit. Er reihte zu jener Gruppe von Unterhaltungsschriftstellern jener Zeit, für deren bequeme, ganz auf Außerlichkeiten gerichtete Art Claren und Langbein die repräsentativsten Vertreter waren. Lebens- und Menschenkenntnis sowie farbige Darstellung und angenehme Ausdrucksweise waren

ihm immerhin eigen. Aber ihn mit Gustav Freytag, so viele Analogien auch sein Streben und Schaffen mit diesem aufweist, auch nur mit einem Werke zu vergleichen, wäre ein crimen majestatis an der starken, die Zeiten durchleuchtenden Geistigkeit des Meisters der „Journalisten“.